

Basler Bilderbogen

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **88 (1962)**

Heft 38

PDF erstellt am: **03.05.2024**

Nutzungsbedingungen

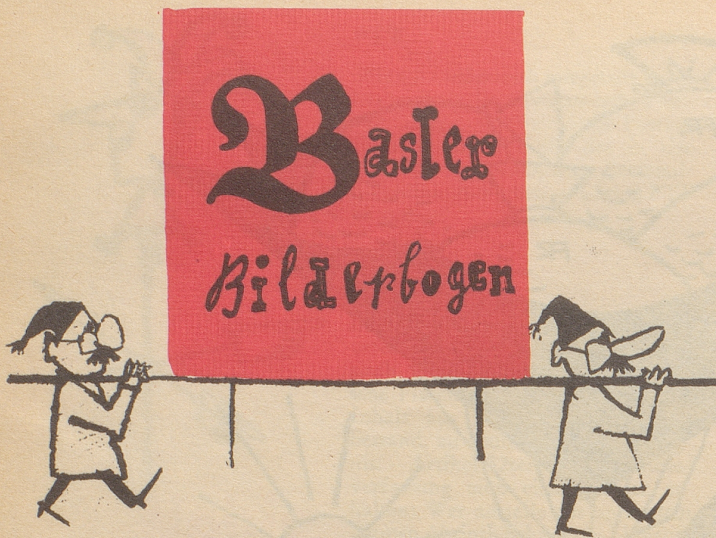
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Ungelöstes Rätsel harrt der Lösung

Von Hanns U. Christen

Bekanntlich feiern wir das Rousseau-Jahr. Es ist daher kein Wunder, daß ein Mann namens Rousseau von sich reden macht. Es handelt sich jedoch nicht um den Zöllner Henri Rousseau oder um den Sünder Jean-Jacques Rousseau, sondern um den Ethnologen Rousseau, dessen Vorname mir im gegenwärtigen Zeitpunkt leider nicht zugänglich ist, da ich mich fern der Heimat, unrasiert und ohne Socken zwischen dem See von Kastoria und einer Flasche Retsina (6 Liter Inhalt) in Nordgriechenland aufhalte und drum keine Gelegenheit habe, meine Bibliothek zu insultieren, oder wie man sagt. Der Mann namens Rousseau macht nicht allein von sich reden, sondern er hat einen, der ihm hilft. Jean-Jacques Rousseau macht ja auch nicht allein von sich reden, sondern der Dr. Werner Kämpfen von der Verkehrszentrale hilft ihm ein bißchen. Das erleichtert dem Jean-Jacques Rousseau die Arbeit ungemein, denn er ist schon lange tot, und solche Leute haben es schwer, sich der Nachwelt zum Gesprächsstoff zu machen, wenn ihnen niemand hilft. Der Mann, der dem Ethnologen Rousseau hilft, von sich reden zu machen, heißt Kherumian und ist ebenso Ethnologe wie Armenier. Alle Leute, deren Name hinten auf -ian aufhört, sind Armenier. Nur nicht die Merian, denn die stammen aus Basel und sind Dalbanesen. Die Frau Chahinian hingegen ist sowohl aus Basel wie Armenierin und führt das Hotel «Château de la Brague» bei Antibes. So kompliziert ist das, wenn man hinten ein ian hat.

Was das Paar Rousseau-Kherumian herausfand und der aufhorchenden Mitwelt kundtat, ist ein bisher ungelöstes Rätsel des akademischen Lebens. Im akademischen Leben gibt es ohnehin zahlreiche Rätsel. Ungelöst und unerklärlich sind auch so viele Tatbestände – warum die-

ser oder jener jemals den Grad eines Doktors erhielt, oder warum junge Akademiker Bier trinken müssen, auch wenn sie keinen Durst haben, oder warum es ordentliche Professoren gibt, denen jeder Sinn für Ordnung fehlt, oder warum man die Zoologie zu den exakten Wissenschaften rechnet, oder warum eine Basler Tageszeitung einst den Rektor der Universität mit «virus magnificus» bezeichnete, und eine andere mit «rectus magnificus», oder warum überhaupt etwas, das ausgesprochenes Fachwissen vermittelt, sich «universitas» nennt. Und so weiter. Die beiden Forscher sind jedoch Ethnologen und haben daher ein anderes Arbeitsfeld als obige akademische Rätsel. Ethnologen sind Leute, die in ferne Länder reisen, was ihnen vorwiegend chemische Fabriken und Versicherungsfirmen bezahlen, und dort stellen sie fest, daß Völker in fernen Ländern andere Sitten haben als Völker in nahen Ländern. Zum Beispiel vermögen sie – so unglaublich das in Basel klingen mag – ohne chemische Fabriken und ohne Versicherungsfirmen auszukommen. Allerdings geht ihnen deshalb auch die Möglichkeit ab, Ethnologen zum Studium der Sitten in das ferne Land Schweiz zu schicken. Wie diese Völker das überstehen, ist ungeklärt. Es hat denn auch schwerwiegende Folgen. Nicht einmal rechten Emmenthaler können sie machen. Zeit, daß man es ihnen beibringt! Wohin käme sonst unsere Käseindustrie, wenn sie sich

nicht – dem Beispiel der Uhrenindustrie folgend – selber weltweite Konkurrenz schüfe?

Die beiden erwähnten Ethnologen haben jedoch offenbar nicht die Unterstützung finanzkräftiger Unternehmen gefunden und sich daher nicht in ferne Länder begeben können. Statt fremde Völker mußten sie drum ein fremdartiges Völklein untersuchen, nämlich die Pariser Studierenden. Das muß nicht unbedingt billiger sein. Unter den Pariser Studierenden gibt es solche, denen man nicht tief in die Augen blicken kann, ohne daß man das Verlangen danach empfindet, Geld für sie auszugeben. Indem man sie zum Beispiel zum Nachtessen einlädt, oder so. Ich kenne solche Pariser Studierende persönlich. Die eine heißt Simone und die andere Monique. In die Augen blicken – genau das haben die beiden Ethnologen aber getan. Sie haben für ihre völkerkundlichen Studien folgende wissenschaftlich ungemein wertvollen Fragen gestellt und beantwortet: 1) wieviele Studierenden gibt es in Paris? 2) wieviele davon haben Haare von a) blonder, b) roter, c) schwarzer, d) brauner Farbe? 3) wieviele davon haben Augen von a) blonder – pardon: blauer, b) brauner, c) schwarzer, d) roter, e) grüner, f) anderer Farbe? 4) wie lagen die Verhältnisse vor 1955? Aus dieser Fragestellung allein kann man schon sehen, wohin es die Ethnologen führt, wenn die Versicherung nichts bezahlt. Außerdem kann man daraus erkennen, daß die beiden Ethnologen schon vor 1955 die Gewohnheit hatten, Studierenden tief in die Augen zu blicken. Das läßt ebenfalls tief blicken. Aber Ethnologen sind manchmal etwas eigentümlich. In Basel haben wir, unter anderem, einen, der sich mit Menschenfressern befaßt. Er kommt aber nicht etwa aus Hannover, wo es einmal jemanden namens Hermann gab, der dieses Metier unterstützte, sondern aus Köln. Von dort haben wir in Basel auch sonst schon einiges: die Büste der Heiligen Ursula und ihre 11 000 Jungfrauen, von denen eine bescheidene Auswahl in post-scheckgrüner Farbe an eine Wand der Hauptpost gemalt ist. Die Kölner hingegen bekommen von Basel das Abwaschwasser und die Laugen der Chemischen via Rheinstrom, und das verkaufen sie dann als Eau de Cologne mit großem Erfolg wieder nach Basel zurück. Damit wäscht eine Hand die andere, mit Verlaub gesagt.

Das Rätsel, dem die Herren Rousseau und Kherumian auf die Spur kamen, ist folgendes. In knapp drei Jahren, stellten sie fest, sank die Zahl der Pariser Studierenden mit blonden Haaren und hellen Augen (grün, rot, blau, orange usw.) um ein Drittel bis die Hälfte. Am meisten sank sie bei den Studentinnen. Man könnte erwarten, daß daraufhin die Zahl der Schwarzhaarigen zunahm; solche Erscheinungen las-

sen sich ja bei Basels Jugend unschwer beobachten, sobald sie vom Coiffeur kommt. Aber nichts dergleichen in Paris. Die Schwarzen und Braunen blieben an Zahl gleich. Ganz beträchtlich höher aber stiegen die Zahlen der Studierenden mit roten Haaren und hellen Augen. Warum? Das ist das Rätsel, vor dem die wissenschaftliche Welt erbebend steht wie das nützliche Haustier vor dem neuen Scheunentor. Nicht nur in Paris ist das so, sondern auch in anderen Metropolen des Geisteslebens.

Da ich, wie gesagt, zurzeit leider («Leider ist gut!» wird der geplagte Redaktor in Rorschach jetzt sagen) zwischen einer Flasche griechischen Harzweines und dem See von Kastoria sitze, bin ich nicht in der Lage, die Verhältnisse an der Basler Universität zu untersuchen. Ich wäre daher froh, wenn jemand Zuständiger während meiner Abwesenheit die männlichen Studierenden statistisch erfassen könnte; die weiblichen braucht er nicht zu vermessen, denn ich bin gerne gewillt, diese heikle Arbeit nach meiner Heimkehr selber zu unternehmen. Heikel ist sie insofern, als man bei Mädchen bekanntlich ganz nahe herantreten muß, um Genauer über die Haarfarbe eruieren zu können, denn sie brauche ja nicht unbedingt original zu sein. Rohe Wissenschaftler reißen ihnen sogar ein Büschel Haare aus, legen sie in Lösungsmittel und untersuchen das dann chromatographisch. Eine schonendere Methode besteht darin, daß man das Versuchsobjekt eine Woche lang zartfühlend daran hindert, einen Coiffeur aufzusuchen, und ihm (bzw. ihr) dann schonend über die Haare streicht und die Farbe des Stückleins ansieht, das nachgewachsen ist. Die Gefahr dieser Methode liegt darin, daß man vor lauter Streicheln vergiftet, die Farbe anzusehen.

Ich werde, wenn meine Forschungen vorangediehen sind, die Leser wieder darüber unterrichten. Sicher interessiert sie das fürchterlich maßlos. Von Ferne kann ich aber heute schon eine aufschlußreiche, wenn nicht gar umwälzende Mitteilung machen. Es scheint sich in Basel nämlich eine gegenseitige Beziehung zwischen Haarfarbe und Art der studierten Wissenschaft abzuzeichnen, ja selbst die Vornamen ordnen sich in ein System ein. Zoologinnen zum Beispiel sind vorwiegend schwarzhaarig und tragen Vornamen, die mit M beginnen. Studentinnen der Kunstgeschichte jedoch haben vorwiegend rote Haare und besitzen Vornamen mit den Anfangsbuchstaben G, H und I. Das Material, das mir bei dieser Betrachtung zu Grunde liegt, betrifft freilich nicht heurige Häslein, sondern Verhältnisse, die schon etwas zurückliegen. Wie gesagt, neue Studien sind von Nöten. Chemische Fabriken und Versicherungsfirmen sind schon jetzt freundlich gebeten, sie kräftig zu unterstützen.



HOTEL ROYAL

Beim Badischen Bahnhof
Höchster Komfort
zu massigen Preisen
Grosser Parkplatz

BASEL